

F. KHNOPFF

ERINNERUNG AN BRÜGGE

FERNAND KHNOPFF

Von RUDOLF NETER

Dort, wo eine stille Villenstraße zum Wald hinführt, liegt das Haus des Malers der Einsamkeiten und der schweigend erduldeten Grausamkeiten. Vor einigen Jahren noch war es schwer aufzufinden, dieses seltsame Haus. Dann aber brach plötzlich der lärmende Hexenzauber der Weltausstellung über jene kaum gekannte Gegend herein, und eine breite dreiste Landstraße zieht nun an jenem großen, feierlichen, scheuen Häusersarge vorbei, der in seinem Innern die Einsamkeit eines Einsamen birgt.

Es gibt mancherlei Wege, die zu jener abgeschlossenen Insel der Alleinseienden führen. Durch Ueberdruß und Uebergenuß hin, durch Verachtung und Verzweiflung hin, mag die Straße bei manchem gegangen sein, und ihr Ende ist oft genug dumpfe Trostlosigkeit. Bei Fernand Khnopff leitete der Pfad bedingungslos nach einer Höhe schillerndster, klarster, ungeahntester, raffiniertester Schönheit hin. Auf diesem Gipfel der Schönheit ist es einsam. Kühl und einsam wie Fernand Khnopff selbst. Und diese Schönheit hat mit dem Irdischen nichts mehr zu tun. Sie ist ein Traum. Träume sind Fernand Khnopffs Bilder und ein Traum, ein merkwürdiger, blinkender Traum, voll von Schönheitstrunkenheiten und Taurigkeiten ist dies Haus, das er sich gebaut hat, um darin zu leben.

Es ist unmöglich, sein Haus zu beschreiben und selbst Abbildungen würden nicht genügen, um jene Atmosphäre lebendig werden zu lassen, die in dieser Wohnstätte so stark den Geist ihres Schöpfers und Bewohners wiedergibt. Weiße, kalte Marmorkorridore, dann ein Blick auf die in leisem Gelb und Blau und Grün ineinanderfließende Pracht eines Tiffanyfensters. Würde man dieses Fenster öffnen, so rauschte der ganze grüne Prunk der Bäume des Waldes lebendig zu der Oeffnung herein. Stundenlang spinnt Khnopff seine Träume vor diesem feinen, fast unwirklichen Farbenklingen. Ich sah das Fenster stets geschlossen, und ich würde es natürlich finden, wenn Khnopff diese Sagenwelt des Gelb und Blau und Grün im Tiffanyglase der strahlenden brausend-lebenden Natur da draußen vorzöge.

Niemals in meinem Leben habe ich eine so menschlich nervös geschärfte Verfeinerung der Farbe gesehen, wie in diesem Khnopffschen Hause. Und niemals eine gleich kühle, vornehme Zurückhaltung. In dem weißen, marmornen Speisesaal, an dessen reinen kalten Wänden nur vereinzelte Bilder, fast alle von Khnopff selbst, hängen, stehen weder Tisch noch Stühle. Der Diener bringt sie herein, wenn Khnopff sich zur einsamen Mahlzeit

setzt, und räumt sie weg, wenn er aufsteht. Im Atelier liegt Höhenstille. Nur manchmal plätschert es in einem Marmorbrünnchen, wo wunderherrlich schillernde, scheinbar gleichgültig, in Wirklichkeit mit großer Sorgfalt hingestreuete Muscheln liegen. Eine silberne Schildkröte hockt auf dem Boden. Khnopff sagt: „Sie machte zu viel Lärm beim Kriechen, darum ließ ich sie töten!“ Pose! wird man sagen. Gewiß! Es liegt Pose darin, wenn ein Mann so vor andern von seiner Geräuschempfindlichkeit spricht. Aber schauen Sie in dieses Gesicht, das so höflich und weltmännisch lächelt, und in das doch geheime, den andern fremde Schmerzen nervöse huschende Gräben gezogen haben! Der leise Spott in diesem Gesicht sieht wie eine ängstliche Abwehr aus. Nein, hier steht doch jemand vor uns, der am Rande des Alltags einhergeht, weil er den Alltag und sein lebendig starkes blödes Draufgehen und sein wildes Lärmen fürchtet. Hier steht jemand, der so weit vor diesem Lärmen geflüchtet ist, soweit bis hierher in diesen stolzen, kalten Sarg der Schönheit, in dem selbst das leise Kratzen der Schildkröte böse in die Ohren drang.

Auf einer Vitrine, in der köstlich feine Bijous ausgebreitet liegen, an deren Gläsern in glänzenden Tropfen Perlenketten hängen, auf deren Oberfläche ein wundersamer starrer halbgeflügelter Frauenkopf steht, auf dieser entzückendsten Vitrine von feinfingrigster Schönheit steht in goldenen Buchstaben das furchtbare Glaubensbekenntnis des Einsamen:

„On n'a que soi!“

Und nun hängen da vor uns die Bilder von Fernand Khnopff, durch deren Rahmen, wie durch Fenster, wir und alle Welt in seine Seele sehen. Fernand Khnopff und die Frau! Es ist zwingend logisch, daß diesem einsamen, einzigartigen Geiste von schmerzhaftester Empfindungsfähigkeit, daß diesem Manne aus dem fernen, unirdischen Reiche ausgesuchtester Schönheit, das Frauenideal ein Traum, und die Frau selbst etwas Grausames sein muß. Mit der ganzen, unglaublich fein vibrierenden, leise anklingenden Sensibilität kaum angehörender Farben, mit dem plötzlichen kleinodienhaften Aufblitzen eines Blau oder Schwefelgelb, hat er die Sphinx gemalt. Hohe, klugheitsreine, in der Mitte nach Khnopffschem Eigenwillen vom Rahmen abgeschnittene Stirn, graue tigerhafte, unergründliche und unerbittliche Augen und kühl grausam ein wenig geöffneter Mund. Ihre Krallen schlägt sie heimlich in das Jünglingsfleisch. Das ist der empfindlich vornehme Einsame, über dessen Haupte der Spruch: On n'a que soi! hängt,



F. KHNOPFF

UNE AILE BLEUE

in seinem Verhältnis zur Frau! Wenn Khnopff porträtiert, ist er liebenswürdig, elegant, weltmännisch. Immer feinfühlig, farbenvornehm und kühl, aber doch salonmäßig zu Komplimenten bereit. Aber wenn er von sich redet und der Frau! Das Erinnern an schweigend geduldete Grausamkeit umlagert sein ganzes Empfinden. Tiefe zurückgehaltene Schmerzen klingen mit. Und er malt sie immer wieder die Frauen, ohne Anklage, lediglich konsta-

tierend, mit forschenden kühlen grauen Augen, in denen eine kleine lauernde Pupille steht. Die Lider prüfend, abwartend, halbgeschlossen, als sei die verborgene Tatze sprungbereit, die Nasenflügel beherrscht — wollüstig vibrierend, und der Mund scharf, unnachsiglich, grausam, furchtbar und in seiner leisen Oeffnung die gerade Reihe schneidender Zähne. Und immer wieder blitzt ein mysteriöses, strahlendes Klei-
od wie an einem Zauberstabe in der zarten kühlen Farbeneinheit. On n'a que soi! Wie fern muß diesem unerhört Mißtrauischen im letzten Grund die Frau und jede Frau geblieben sein, und wie unnahbar und böse in der Seele schauen ihn ganz von der Ferne diese Frauenköpfe an, die er im Erinnern gemalt hat, als das wahre Bild schon geschwunden war, und das echte, innerliche, typische, das immerwährende für Khnopff, in all seinen blendend schönen grausamen Schmerzen hervortrat.

Dieser Mann hat das gestorbene Brügge gemalt. „Ich bin dort gewesen“, sagt er „und bin durch die Schönheit der schlafenden Stadt gewandelt und dann habe ich mich gefürchtet, jemals dorthin wieder zurückzukehren.“ Auch das klingt ein wenig wie Koketterie, wenn es ausgesprochen wird, aber es wird zur Wahrheit, wenn man träumend vor seinen stillen, fast starr-stillen „Erinnerungen an Brügge“ steht (Abb. S. 342). Ich war gerade jetzt in Brügge gewesen, und die glühende, farbige, flandrische Sonne lag auf den alten, grauen Steinen und die vollen leuchtenden Baumkronen spiegelten sich in den Kanälen, und von verborgenen Höfen aus schloß sich eine Märchenwunderwelt von gotischen Giebeln und hohen Türmen, und bizarren Brückchen und ruhigen Wassern, auf denen blinkende weiße Schwäne schwammen. Welch leuchtender Sonnenzauber! Welch unvergänglicher Glanz durch alle Jahrhunderte hindurch! Ich vergaß, daß diese Paläste leer sind und hinter den hohen Fenstern Säle liegen, die schon lange jedes prunkende Fest vergessen haben. Khnopff, der Einsame aber spürt die leeren Säle hinter den stolzen Mauern. Groß und abweisend und klösterlich ziehen die Fassaden



F. KHNOPFF

BÜSTE

längs des Wassers hin und eisig spürt man, daß die Hand des Todes sie berührt hat. Sie stehen starr und steinern und sie sind gestorben. Das ist Khnopffs Erinnern an Brügge. Das ist Khnopff der Mensch, dem die tote Stadt das Leiden bringt, und das ist Khnopff, der Künstler, der uns vor seinem Bild von Brügge das ängstliche Schweigen in die Kehle legt.

Sein Künstlertum teilt uns unhörbare Schwingungen mit, undefinierbare, unenträtselbare Seelenreize, die unfaßbar sind, wie die Töne der Musik. So im Bilde „Nahe beim Meer“ (Abb. S. 347), wo das Meer herübersingt in seinem ewigen Gleichklang zu der Frau mit den klugen, klaren, sinnenden Augen, alle seine Rätsel verhüllend und doch scheu und leis ver-ratend.

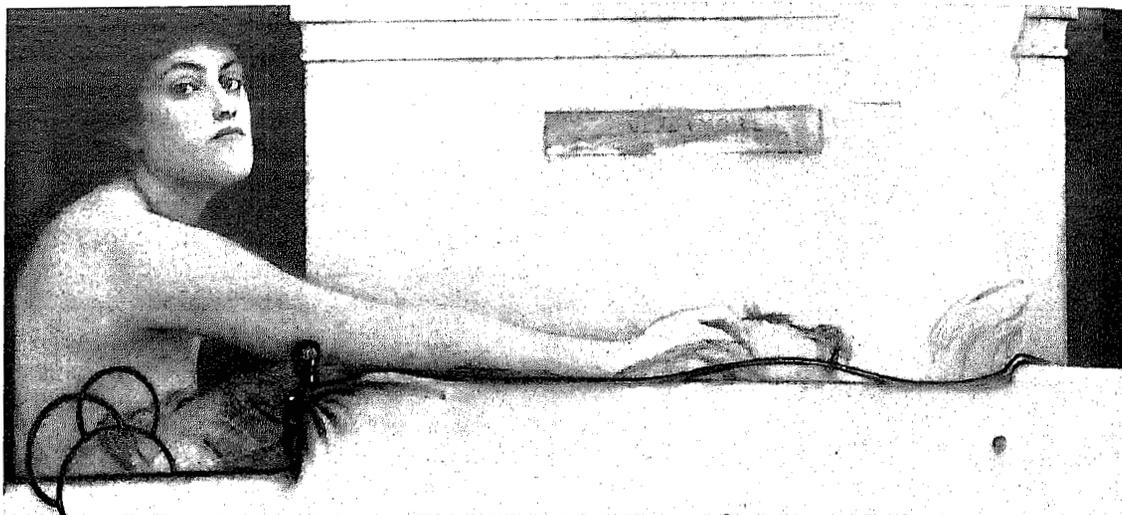
Und wenn er Landschaften malt, so hören wir auch in diesen das leise Lied der trauernden Einsamkeit. Weite Flächen, durch die ein müder Weg in nicht endenwollende Fernen führt. Das Grün der Wiesen, leise silbrig abge-tönt, der Himmel vorsichtig in seinem Blaugrau da-zu abgestimmt. Auch hier wieder der große, unend-lich zarte Schön-heitsucher emp-findlichster Far-benharmonien. Und auch hier wie-der Khnopff, der Einsame, dem auch die Natur kei-ne andere Freude bringt, als die der feinen Farbenun-terschiede, dem sich auch die Na-tur so wenig gü-tig zeigt, wie die Frau, dem sie streng und abwei-send und kalt und verschlossen ge-

genübersteht, genau so wie er zu ihr hingeht. Natur und Frau, sie sind voll blühender, über-reicher, unendlich sich erneuernder Güte. Nur nicht für diesen stolzen, armen Alleinstehen- den, der mit verbissener stachliger Melan- cholie die Mauer um sich gezogen hat: „On n'a que soi!“

Einheitlich und konsequent ist diese Per- sönlichkeit, die von der unnahbaren, hohen Burg ihrer Gedanken und Empfindungen aus die Welt und ihre Farben betrachtet. Und in dieser geschlossenen stolzen Einheitlichkeit liegt doch wieder eine Kraft, mag diese auch noch so sehr im scheinbaren Widerspruch stehen mit der ausgesuchten Zartheit seiner Farben und Formen, und der Unterwürfig- keit, mit der er die Grausamkei- tenaufsichnimmt. Und diese Emp- findung, daß hier eine starke Künst- lerpersönlichkeit arbeitet, eine Per- sönlichkeit, die Neuesschafft, weil sie persönlich ist, wurde mir am deutlichsten klar, als ich vor zwei Jahren die Ent-würfe zu den de- korativen Decken und Wandbildern sah, die für das Rathaus der Brüs- seler Vorstadt St. Gilles bestimmt sind. Der Einfach- heit halber und der besseren Ein- klassierungsmög- lichkeit wegen hat mangerne Khnopff als einen Nach- folger der Burne- Jones, der Walter Crane und Dante Gabriel Rossetti ausgegeben. Eine gewisse äußere Aehnlichkeit in der Form mag hierzu verleitet ha- ben und gewiß hat Khnopff Anregun- gen von den Prä- raffaeliten erhal-



F. KHNOPFF ■ STUDIE. PORTRÄT EINER ENGLISCHEN DAME



F. KHNOPFF

EIN OPFER

ten; er selbst hat einem Bild („I lock my doors upon myself“) eine englische Unterschrift gegeben. Aber er ist doch zu sehr einheitlich geprägte Natur, um als einfacher Nachfolger gelten zu können. Er ist nicht nur geistig durchaus selbständig. Er ist es auch künstlerisch. Gerade die dekorativen Wandgemälde beweisen das. Sie sind ganz klar und hell und licht. Nichts mehr von dem glühenden Prunk der Renaissance und des Barock, zu dem schwere Säulen und üppige oder tänzerische Orna-

mente gehören. Große, fast weiße Flächen, dazu die Figuren in leichten Farben eingetragen, ein Glanz von strahlenden blauen oder gelben Farbenbüscheln und dazwischen wieder irgendwo unter irgend welchem Vorwand ein leuchtendes Farbenkleinod „Die Anmut der Frau“ (Abb. S. 350). Mir scheint, daß hier zum ersten Male folgerichtig ein moderner Künstler für den weißen modernen, in blendendem elektrischem Lichte gebadeten Saale den passenden dekorativen Schmuck gefunden hat. Aus



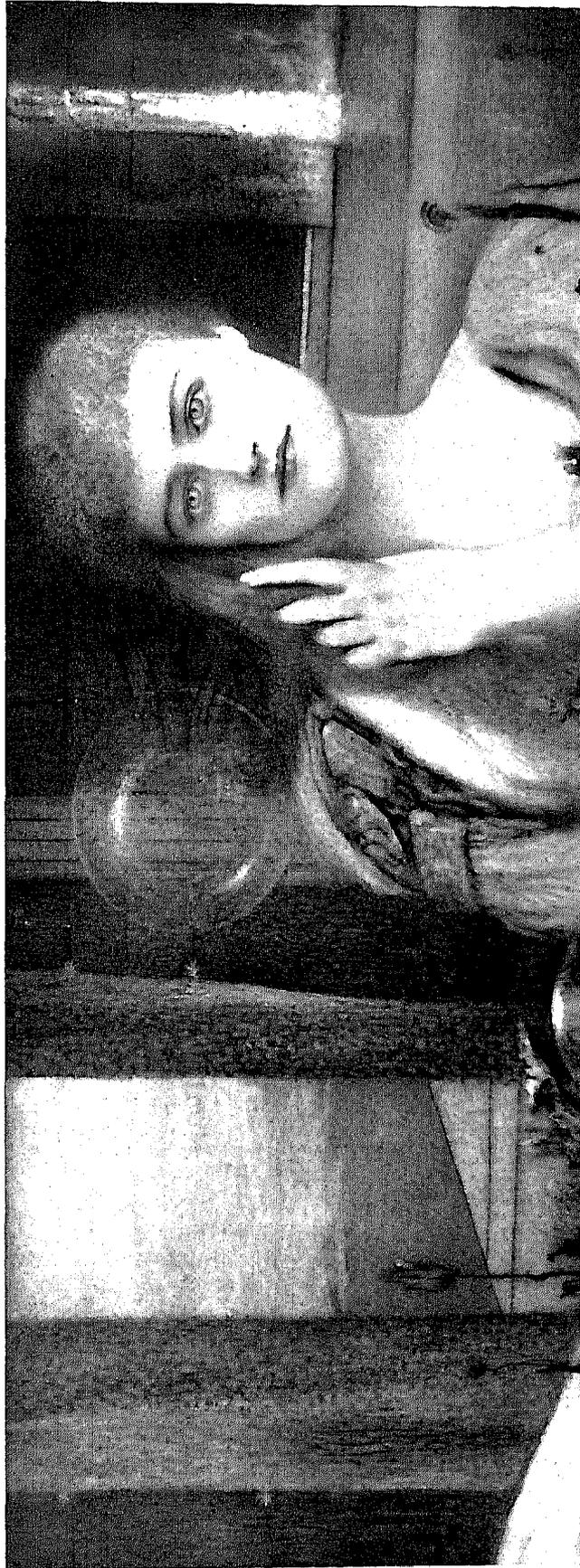
F. KHNOPFF

PORTRÄT MLE G. P.

der Khnopffschen Kunst heraus ist dieser neue Stil erwachsen, der keineswegs neue, physikalisch ausbalancierte Farbenwagnisse will, sondern lediglich die kühne, klare und unendlich feinfühligte Neuordnung eines allerdings bis zum genialen raffiniert empfindlichen Farbenästheten sind. Es bleibt nun den Stadtvätern von St. Gilles überlassen, ob sie für diese glänzenden und einzigartigen Panneaux auch den richtigen Saal herstellen werden, oder ob sie in letzter Stunde an die Stelle eines modernen Architekten den gelehrten Vertreter der Stile irgendeines der vielen in Belgien so außerordentlich beliebten französischen Ludwige setzen.

Daß sich die Belgier weidlich über die dekorativen Entwürfe Khnopffs geärgert haben, als sie zum ersten Male in der Printempsausstellung zu sehen waren, können wir dem Maler zu seiner Ehre bezeugen. In Belgien ist es allein die saftig gesunde „Art flamand“, die sich der allgemeinen Wertschätzung erfreut.

Die derbe, lustige, draufgängerische, unnachdenkliche Freude an der Natur und ihren Farben. Malen, ohne Nachdenken. Ohne Besinnen. Am liebsten ohne Empfindungen. Das ist die Kunst der Gilsoul, der Wagemans, der Smeers, der Pinot und einiger Dutzend anderer gewiß recht prächtiger Künstler in Belgien, die die „art flamand“ darstellen. In ihrer unbekümmerten Freude am Schauen der Dinge werden sie zu direkten Nachkommen der großen Maler der Lebenslust, der Rubens und Jordaens. Und auch in diese Freudenräusche haben sich die spukhaften Höllenträume eines Hyronimus Bosch, eines Breughel und Teniers gemischt. Doch selbst diese grausen Fieberphantasien wirken wie der Rückschlag nach einem Uebergenuß, wie ein ängstlicher Traum bei überladnem Magen. Heute hat die belgische Kunst ihren so ganz merkwürdigen Ensor mit seinen bizarren, phantastisch naiven Einfällen, die manchmal das Grausen streifen, seinen weniger bekannten



NAHE BEIM MEER

F. KHNOPFF



F. KHNOPFF

DER BLAUE DEGENKNOPF

Beauock mit seinen schreckhaften Bildern, die ganz gotisch eckig anmuten und seinen gotisch asketischen Bildhauer Minne in Gent. Aber sie alle ordnen sich leicht und willig in den Gesamtcharakter ein, den südniederländische Kunst von alters her hatte. Nur Knopff steht ganz abseits, mit seiner so wenig flämischen Verfeinerung, seiner so wenig belgischen Einsamkeit und seiner so wenig südniederländischen Traumhaftigkeit.

GEDANKEN ÜBER KUNST

Jedes Bild, wenn es nicht ganz schlecht ist, erzählt dem Beschauer seine Entstehungsgeschichte, es gehört aber etwas Übung dazu, sie sich erzählen zu lassen. Am besten gewöhnt man sich an das Aufsuchen der Entstehungsgeschichte, wenn man mit

der Frage anfängt, was mag an diesem Bilde den Maler wohl zuerst interessiert haben? Dabei darf man sich nicht durch das beeinflussen lassen, was als Inhalt des Bildes angegeben wird, denn viele Unterschriften entstehen erst, wenn die Bilder fast fertig sind. Oft ist es eine einzige Linie, um derentwillen ein Bild gemacht wurde, oft ein Farbengegensatz, oft eine Bewegung. Es gibt Bilder, welche zwei oder drei Ausgangspunkte zu haben scheinen, oder bei denen das Interesse des Künstlers während der Ausführung gewechselt hat. Nur selten wird man durch bloßes Anschauen die ganze Entstehungsgeschichte enträtseln, aber es ist sehr lehrreich, an ihr herumzugrübeln, denn indem man nach der Geschichte des Bildes sucht, lernt man es kennen.

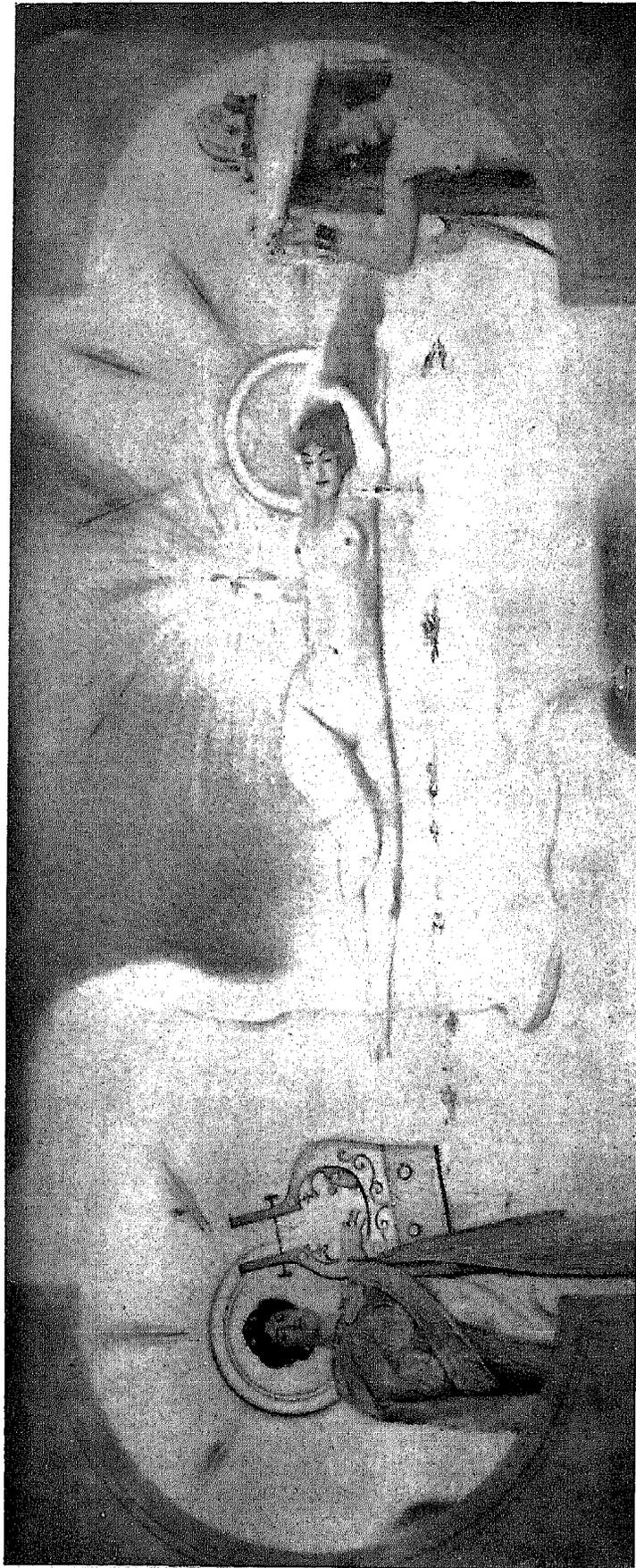
Friedrich, Naumann

Die einzigen Porträts, an deren Echtheit man glaubt, sind solche, in denen das Modell die Nebenrolle und die Persönlichkeit des Malers die Hauptrolle spielt.

Oskar Wilde



FERNAND KHNOFF
MÄDCHENBÜSTE



F. KHNOPFF

DIE ANMUT DER FRAU